

Klett-Cotta Sonderdruck

aus:

Sozialgeschichte der DDR

Herausgegeben von
Hartmut Kaelble
Jürgen Kocka
Hartmut Zwahr

Klett-Cotta
1994



Leitbilder und Lebensweisen von Frauen in der DDR

I. Typisch DDR?

Für den Vereinigungsprozeß der beiden deutschen Staaten ist oftmals das Sinnbild der Ehe benutzt worden. Die BRD wird dabei immer als ein männliches Wesen dargestellt, die DDR als Frau. Die diesem Sinnbild anhängigen Deutungen reichen von lang ersehnter und endlich erfolgreicher Eheanbahnung bis zur Ehe wider Willen und sogar zur Vergewaltigung. Abgesehen von diesen, je nach politischer Position unterlegten Deutungsmustern ist nach den in unserem Kulturkreis üblichen Konnotationen die an dieses Sinnbild geknüpfte Assoziationskette eindeutig: Mann, das bedeutet wirtschaftliche und politische Stärke, Überlegenheit und Dominanz. Frau, das ist etwas wirtschaftlich Unterstützungsbedürftiges, politisch Unerfahrenes, Hilfloses und Schwaches. Diese geschlechtsspezifische Zuordnung hat offenbar trotz Frauenbewegung im Westen und sozialistischer Emanzipation im Osten nichts von ihrer Deutungskraft eingebüßt. Die semantischen Muster funktionieren wie eh und je. Sie beziehen sich hier auf die Art und Weise des deutsch-deutschen Vereinigungsprozesses, der damit – vermutlich entgegen den Intentionen – als ein Vorgang erscheint, der von struktureller Ungleichheit gekennzeichnet ist und demzufolge für die beiden beteiligten Partner etwas höchst Unterschiedliches bedeutet. Doch ich will diesen Vergleich hier nicht unnötig strapazieren, sondern nur auf eines verweisen: Die Darstellung der DDR als Frau könnte auch noch anders gedeutet werden, nämlich die DDR-Frau als das Markenzeichen der sozialistischen deutschen Republik. „Nichts war für die DDR so typisch wie die ‚DDR-Frau‘.“, stellte Jaqueline Henard in der FAZ fest¹. „Frauen in der DDR“ – das ist nicht erst seit der Wende ein immer wieder gern aufgelegtes Thema.

Frauen haben aufgrund fast 90prozentiger Berufstätigkeit den Lebensstil und die Mentalität in der DDR wesentlich mitgeprägt, im Unterschied zur bundesdeutschen Gesellschaft, die mit nur 50 Prozent berufstätigen Frauen nach europäischen Maßstäben fast das Schlußlicht bildet². Die ostdeutschen Frauen heirateten im Durchschnitt eher und bekamen mehr und früher ihre Kinder. Sie hörten dann auch nicht auf zu arbeiten, sondern kehrten schon kurz nach der Geburt in das Berufsleben zurück. Im Kontrast zur ostdeutschen „Mutti“ – die Beruf und Kinder miteinander zu vereinbaren suchte und dabei moralische und materielle Unterstützung seitens der Gesellschaft erhielt – steht die westdeutsche „Rabenmutter“, ein Ausdruck, der arbeitende Mütter als karrieristisch und selbstsüchtig denunziert. Beide Begriffe sind

ideologisch geprägt. Sie verweisen auf den gesellschaftlichen Kontext, in dem Frauenarbeit erwünscht oder unerwünscht ist. Allein an diesem exemplarischen Unterschied, der gravierende Auswirkungen auf die Lebensweise und das Selbstverständnis deutscher Frauen hat, wird deutlich, wie problematisch sich der Annäherungsprozeß der beiden Deutschländer darstellt. Über die Frage, wie die ostdeutschen Frauen den Übergang von der sozialistischen „Arbeitsgesellschaft“ und „Mangelwirtschaft“ zur kapitalistischen „Konsumgesellschaft“ und „Marktwirtschaft“ verarbeiten werden, läßt sich aus heutiger Sicht nur spekulieren. In der gegenwärtigen Situation sind sie jedenfalls am stärksten von Arbeitslosigkeit und Sozialabbau betroffen. Um dennoch ein tieferes Verständnis für den sich gerade vollziehenden widersprüchlichen Umbruchsprozeß zu gewinnen, ist es, wie ich glaube, notwendig, nach der Vorgeschichte, der Genesis ostdeutscher Mentalität und Lebensweise zu fragen. Mich interessieren dabei besonders die Veränderungen in den Reproduktionsmustern und Selbstbildern von Frauen. Vermittelt über den massenhaften Eintritt in die Berufstätigkeit vollzogen die Frauen in den fünfziger und sechziger Jahren den Übergang von der unkontinuierlichen Erwerbsarbeit zur lebenslangen, qualifizierten Berufstätigkeit. Zweifellos veränderte dies ihr Verhältnis zu Männern als Ernährer, Väter oder Haushaltsvorstände. Es bleibt nach den ersten Erfahrungen mit der Wende jedoch die Frage offen, ob und inwiefern sich auch die weiblichen Reproduktions- und Konsumgewohnheiten verändert haben. Gerade westdeutsche Feministinnen äußerten des öfteren ihr Erstaunen darüber, wie sich die ostdeutschen Frauen benehmen: so gar nicht feministisch. Früher hatten sie sich die DDR-Frauen anders vorgestellt: sehr selbstbewußt, stark und kämpferisch. Doch seit der „Wende“ werden sie mit Frauen konfrontiert, die sich mitnichten als Feministinnen begreifen, die sich selbst mit den männlichen Berufsbezeichnungen titulieren (Ich bin Lehrer. Ich bin Arzt.)³ und von sich behaupten, sie seien doch gleichberechtigt gewesen, – Frauen, die unsicher und ängstlich in die Zukunft blickten und damit einverstanden scheinen, an Heim und Herd zurückgeschickt zu werden⁴; Frauen, die weder anlässlich der Schließung der ersten Kinderkrippen noch für die Verteidigung ihres Rechtes auf selbstbestimmte Abtreibung⁵ massenhaft auf die Straße gingen. Ich kann die Enttäuschung der westlichen Feministinnen zwar verstehen, aber ich teile sie nicht, weil ich auch ihre Vorstellungen von „der“ DDR-Frau nicht teile. Es sind Vorstellungen, die, wie ich denke, über vierzig Jahre von den Medien, der Kunst und Literatur der DDR geprägt und von den Westmedien mit Emphathie aufgegriffen oder auch kolportiert worden sind. Es sind Bilder, die sich in den Polen von Arbeitstier und abgehetzter Mutter, von Superfrau und grauer Maus, von beispielhafter Emanzipation und Zwangsemanzipation bewegen. Was aber haben diese Stereotype mit dem wirklichen Leben, den Träumen und Hoffnungen von DDR-Frauen zu tun?

In dem folgenden Aufsatz möchte ich der Frage nachgehen, was man unter „der“ DDR-Frau eigentlich versteht, wie sich dieses Klischee zusammensetzt, aus welchen historischen Schichtungen es besteht und welche verschiedenen Elemente hier zum

Stereotyp verschmolzen sind. Meine Überlegungen gründen auf die umfassende Untersuchung der Fotos und Abbildungen in den DDR-Illustrierten „Die Frau von heute“, später in „Für Dich“ umbenannt, und der „Neuen Berliner Illustrierten“ von 1946 bis 1989. Ich habe mich dabei bewußt auf die Analyse des Bildmaterials beschränkt und nur Bilderunterschriften und Reportagetitel, die in direktem Zusammenhang zum Foto stehen, mit einbezogen. Ein solches Material als historische Quelle auszuwerten ist in mehrfacher Hinsicht problematisch. Zum einen handelt es sich hierbei um ideologisch intendierte Leitbilder und Idealvorstellungen, die auf die Propagierung der Vorzüge des Sozialismus abzielen. Insofern werden nur solche Wirklichkeitsausschnitte gezeigt, die diese Funktion erfüllen, und problematische Erfahrungen, die nicht ins Bild passen, bleiben ausgeblendet. Es handelt sich oftmals um gestellte Bilder, um Inszenierungen mit ausgesuchten Personen. Zugleich enthalten die Fotos immer auch ein Stück Wirklichkeit. Die Bilder können nur dann ihre Wirkung entfalten, wenn sie bei den Betrachtern eine gewisse Resonanz erzeugen, d. h. wenn sie an deren Erfahrungen, Gewohnheiten, Wünsche und Wertvorstellungen anknüpfen.

Wenn ich im folgenden versuchen werde, diese DDR-Bilderwelt vorzuführen, dann geht es mir zum einen darum zu zeigen, daß es nicht eine homogene propagandistische Vorlage, ein Frauen-Leitbild gab, sondern daß die medial verbreiteten Frauenbilder in sich selbst äußerst widersprüchlich waren. Auf der anderen Seite möchte ich danach fragen, inwiefern diese Bilder die Situation von Frauen in der DDR widerspiegeln und welchen Einfluß sie auf die Biographien, auf das Selbstbild und die kulturellen Wertvorstellungen hatten. Dabei müßte man die unterschiedlichen Lebensstile von verschiedenen Generationen, sozialen Schichten, von Alters- und Berufsgruppen unterscheiden. Ich kann dies hier nur annäherungsweise versuchen, weil es dazu bisher kaum Untersuchungen gibt⁶. Bei aller notwendigen Ausdifferenzierung von Frauen-Leben in der DDR interessiert mich dabei zugleich die Frage, wie typisch die DDR-Frauen für die DDR dann noch waren. Ich will diesen Fragen durch die verschiedenen historischen Perioden der Entwicklung der DDR nachgehen. Die Periodisierung, die ich hier gewählt habe, orientiert sich an qualitativen Veränderungen im Alltag und der Lebensweise. Diese Veränderungen stehen zwar im Zusammenhang mit jeweiligen politischen oder ökonomischen Veränderungen, doch sie verlaufen nicht synchron dazu, sondern haben ihre eigene Logik und ihr eigenes Tempo.

II. Heroische Zeiten

Die DDR-Geschichtsschreibung beginnt gern mit der Stunde Null, dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, der Kapitulation, also 1945⁷. Aus der individuellen Perspektive stellen sich die letzten Kriegsjahre und die ersten Nachkriegsjahre jedoch

als eine ununterbrochene Folge von Chaos, Zusammenbruch, Not und Elend dar. Das Ende der Kriegshandlungen bedeutete nicht schon das Ende von Gewalt und Zerstörung. Die Wirtschaft in der sowjetisch besetzten Zone und späteren DDR hatte durch den Krieg und die Demontage stark gelitten. Zudem gab es auf dem Gebiet des ehemaligen Deutschland von früher herrührende disproportionale Entwicklungen, besonders hinsichtlich der Verteilung von Bergbau und Schwerindustrie. Im Osten gab es weder Steinkohle- noch Eisenerzvorkommen. Im Zusammenhang mit der sich immer deutlicher abzeichnenden politischen Teilung Deutschlands konzentrierte sich die strategische Linie zum Wiederaufbau der Wirtschaft daher auf den Aufbau einer Schwerindustrie.⁸ Darunter litten notgedrungen vor allem die Leichtindustrien, also Textil- und Konsumgüterindustrie. Der jahrzehntelange Mangel an Waren des täglichen Bedarfs – vom Waschmittel über den Kühlschrank bis zur Kleidung – war damit vorprogrammiert. Und damit die Subsistenzproduktion und Reproduktionsarbeit von Frauen.

Mythos Trümmerfrau

Als der erste Berliner Oberbürgermeister nach dem Krieg, Dr. Werner, auf einer Rede anlässlich der ersten Delegiertenkonferenz der Frauenausschüsse am 13. und 14. Juli 1946 feststellte, daß „das Schicksal Deutschlands . . . zum großen Teil in den Händen unserer Frauen (liegt). Eine Frau . . . aber schon ihrem natürlichen Wesen nach anders als der Mann (ist), niemals nur kurzlebige Verheißung, sondern zugleich verheißungsvolle Trägerin der Zukunft“, dann steht er damit durchaus in der Kontinuität deutscher Anrufungen an das „schwache“ Geschlecht, nicht zuletzt auch durch das Dritte Reich.

Am Ende eines am Boden zerstörten Männerwesens bleiben Frauen als Hinterbliebene, als Opfer und als Mittäterinnen zurück. Frauen in Männerkleidung, Frauen bei Männerarbeit – die Frauen bestimmen zweifellos das Bild des Alltags im Nachkriegsdeutschland. Und wieder sind sie aufgerufen zur „Rettung der Nation“, zur Beseitigung der Hinterlassenschaft, des Chaos. Nur die Frau als Gebärerin und Hüterin des Lebens schien damals das Versprechen auf ein friedfertiges Deutschland verkörpern zu können.

Hinter der symbolischen Aufwertung der Frau und ihrer tatsächlichen Rolle in der unmittelbaren Nachkriegszeit vermuteten Historiker/innen eine Art Nachkriegsmatriarchat. Frauen nahmen die Arbeitsplätze von Männern ein. Sie erfuhren als zeitweiliges Familienoberhaupt eine enorme Kompetenzerweiterung. Zugleich entsteht aber die Frage, warum sich die Überzahl der Frauen nicht dauerhaft als Übermacht in neuen gesellschaftlichen Strukturen niederschlug und weshalb sich Frauen nach der Rückkehr der Männer so schnell wieder in ihre traditionellen Rollenmuster zurückverweisen ließen.

Unbestreitbar lastete der Hauptteil der Überlebensarbeit auf den Frauen. Den-

noch schlug die augenscheinliche Bedeutung, die Frauen für die Beseitigung des Chaos und am Wiederaufbau hatten, weder in eine angemessene Form der öffentlichen Anerkennung, noch in wachsenden politischen oder ökonomischen Einfluß um. Selbst die heutige geläufige Heroisierung der „Trümmerfrauen“ ist eine nachträgliche Mythologisierung⁹.

Dieses Mißverhältnis läßt sich nicht allein aus der jahrhundertelangen Tradierung von Geschlechterhierarchien oder dem Ausschluß von Frauen aus den öffentlichen Angelegenheiten erklären. Es liegt im Wesen der Nachkriegsgesellschaft selbst begründet. Sie war eine Überlebensgesellschaft – gekennzeichnet vom Kampf um das nackte Dasein und die Wiederherstellung elementarster Lebensbedingungen. Frauen bestimmten das Leben in der Nachkriegszeit nur insofern, als dieses Leben von der Sicherung der elementarsten Reproduktionsbedingungen abhing¹⁰. Alles was sie taten, taten sie anscheinend nur für sich und ihre Familien. Der über das Private hinausweisende allgemeingesellschaftliche Sinn ihrer Arbeit als Überlebensarbeit wird nur ganz selten gewürdigt. Und wenn, dann erscheint die aufopferungsvolle Arbeit der Frauen als originäre weibliche Bestimmung. Deshalb konnten Frauen aus der Überlebensarbeit auch keine Machtansprüche ableiten. Hamstern, Schwarzmarktgeschäfte, Gemüseanbau in den öffentlichen Parks, Kleider flicken, Schuhe reparieren, notdürftige Reparaturen an Wohnungen usw., selbst die aufgezwungene Erwerbstätigkeit als Trümmerfrau wurden in ihrer enormen Bedeutung damals kaum wahrgenommen. Die ersten Illustrierten feierten den Ingenieur, der die Stromversorgung wieder in Gang gebracht und den Mechaniker, der die erste Straßenbahn auf die Gleise gesetzt hatte und nicht die Mutter von drei Kindern, der es gelungen war, den letzten Teppich gegen einen Sack Kartoffeln einzutauschen. Sie feierten die Bauarbeiter, die das erste neue Haus fertiggestellt hatten und nicht die „Schipperinnen“¹¹, die die Steine dafür aus den Trümmern geklaubt und abgeputzt hatten. Weil so wenige Männer übrig geblieben waren, um die Wirtschaft wieder aufzurichten, waren Frauen als Helferinnen unentbehrlich. Auch in die Lenkung und Leitung des wieder aufzubauenden Staatswesens waren Frauen von Anbeginn einbezogen, wenn auch oft nur in Bereichen, die ihrem weiblichen Pflichtenkreis nahe kamen: Sozialfürsorge, Gesundheitswesen, Volksbildung. Die Männer behielten dabei immer die Zügel in der Hand. Sie waren die Meister, die Ingenieure, die Politiker, die wußten, wie und wo es langgehen sollte. Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern funktionierte perfekt in den traditionellen Mustern der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Mangel an Männern war nicht genug Anlaß, sie zu durchbrechen.

Ein Blick in die Illustrierten der Vorkriegsjahre und die Statistik der Frauenerwerbstätigkeit im Dritten Reich macht am Ende eher auf Kontinuitäten denn auf Brüche aufmerksam. Die Semantik der Bilder ist bis hin zum Untertitel dieselbe geblieben. Es war „Not am Mann“ und deshalb wurden Frauen zur „Rettung der Nation“ in die Pflicht genommen. Nach dem Ersten Weltkrieg, im Dritten Reich und jetzt nach seinem Zusammenbruch „standen Frauen ihren Mann“. Die Bilder

wie die Sprache machen deutlich: Es handelt sich um Notarbeit. Die Zukunft, das Ziel ist die Normalität, die Rückkehr der Frauen in die Familie. Auch von den Frauen selbst wurde die Arbeit in Männerberufen zunächst als Ersatz- und Übergangsbeschäftigung aufgefaßt, solange bis die Wirtschaft wieder in Gang gekommen und die Männer wieder heimgekehrt sein würden. Daher mußte das emanzipatorische Moment, das zwangsläufig in jedem Bild steckt, das Frauen bei ihrem Eindringen in Männerbereiche zeigt, möglichst marginalisiert werden. Und so senken die Frauen die Köpfe und vertiefen sich in ihre Arbeit, sie bilden Ketten oder arbeiten in Gruppen. Die Männer hingegen werden als Einzelpersonlichkeiten dargestellt, die mit offenem Gesicht von der Titelseite in die Zukunft blicken.

Der Eindruck, daß das nur eine kurze Übergangszeit ist, in der noch alles durcheinander geht – in der auch die Geschlechterrollen mal kurzzeitig vertauscht werden –, verstärkt sich noch, wenn man sich den Anzeigenteil der damaligen Zeitschriften ansieht. Hier wird so getan, als ob nichts passiert wäre. Absurderweise findet man z. B. Reklame für Seife und Handcreme, obwohl es sie de facto nicht zu kaufen gab. Wollten die Produzenten nur nicht in Vergessenheit geraten, bis es dereinst einmal besser werden würde? In den Anzeigen wird die angestrebte Normalisierung des Alltagslebens symbolisch und damit auch suggestiv vorweggenommen. Die Vorkriegszeit wird nostalgisch verklärt rückerinnert und gibt das Muster dafür ab, wie es einmal wieder werden soll¹². Das Festhalten am Gewohnten ist, so paradox das klingen mag, in dieser Krisensituation die wichtigste psychologische Strategie. Obwohl zwei Drittel aller Familien kein männliches Oberhaupt mehr haben, wird an den Traditionen deutschen Familienlebens ungebrochen festgehalten. Die Familie, auch wenn sie noch so unvollständig war, galt im Nachkriegsdeutschland als der Ort der Zuflucht und Geborgenheit. Selbst unter chaotischsten Zuständen sorgte die deutsche Hausfrau noch „für ein wenig Gemütlichkeit“, kochte sie „mit Liebe“, wo es nichts mehr zu kochen gab als Kartoffelschalen oder Kohlrüben. In einer Zeit, wo es für viele keinen Haushalt mehr gab, war es um so wichtiger, ihn vorzutauschen. Selbstverständlich war man immer bemüht, sauber und ordentlich gekleidet zu erscheinen. Wie eine Mutter dies bewerkstelligte, ob sie mit geraspelten Kastanien Wäsche wusch und mit dem eigenen Haar die Strümpfe stopfte, war für die Illustrierten nur der Beweis ungebrochener Kraft und eines unsagbaren Überlebenswillens. Die Familie mußte einen Ruhepunkt bilden inmitten all der Zerstörung und dem Chaos. Deshalb wurde nicht nur notdürftig das Loch in der Wand geflickt, sondern auch noch ein Blumenstrauß auf den Tisch gestellt. Die Zeitschriften sind voll von Tips und praktischen Winken; Handlungsanweisungen für die eigentlich total überarbeiteten und überforderten Frauen, wie sie sich jung und gesund erhalten könnten, um dereinst wieder geliebt und geheiratet zu werden.

Die Tugenden der Not: Asketische Ideale

Die hier nur knapp geschilderten Ausgangsbedingungen für die ostdeutsche Nachkriegsentwicklung wurden prägend für das Selbstverständnis einer ganzen Generation. Innerhalb der Aufbaugeneration¹³ wurde die traumatische Erfahrung von Verlust, Not und Mangel auf eine besondere Weise verarbeitet, die sich noch heute beispielsweise an einem fast zwanghaften Bedürfnis nach sozialer Sicherheit ablesen läßt. Dieses Sicherheitsbedürfnis wird in fast konträren Strategien realisiert: mit übertriebener Sparsamkeit und einem von ihr diktierten spartanischen Lebensstil auf der einen Seite und Arbeitswut und Horten von Mangelwaren auf der anderen. Aus der Not wird eine Tugend: Die Fähigkeit, mit Ersatzstoffen zu improvisieren, gehört ebenso dazu wie der untrügliche Instinkt dafür, was wann knapp werden könnte und deshalb vorsorglich gehortet werden muß. Und es wurde natürlich nicht nur das gehortet, was man selbst unmittelbar gebrauchen konnte, sondern alles, was sich irgendwie tauschen ließ¹⁴.

In der Nachkriegszeit stellte die Entsagung von irdischen Genüssen nicht nur eine pragmatische Überlebensstrategie dar, sondern sie wurde in dem damaligen politischen Diskurs auch als angemessene Form der Bestrafung für Mitläufertum und Kriegsteilnahme verstanden. Die Schuld, das läßt sich aus der damaligen Diskussion zur Vergangenheitsbewältigung ablesen, sollte gebüßt und „abgearbeitet“ werden¹⁵. Arbeitsamkeit und Bescheidenheit wurden zu politisch propagierten Staats-tugenden. Sie bilden die Eckpunkte für das spätere ideologische Selbstverständnis der DDR als „Arbeitsgesellschaft“ im Unterschied zur (dekadenten) westlichen Konsumgesellschaft. Der staatstragenden Klasse wurden die entsprechenden asketischen Bedürfnisstrukturen ideologisch angedichtet – Askesemodelle, die eigentlich aus der puritanischen Tradition des aufstrebenden Unternehmertums stammten, die jedoch auch der neuen politischen Elite gut zu Gesicht standen¹⁶. Aus Arbeitsamkeit und Bedürfnislosigkeit/Bescheidenheit wird die neue Gemeinschaft geboren, als eine solidarische Gesellschaft von sozial Gleichgestellten.

III. Wirtschaftswunder auf ostdeutsch

„Die Zeit der Erfolge ist da“, konstatierte Walter Ulbricht anlässlich des einjährigen Bestehens der DDR 1950. Er meint die spezifische DDR-Variante des Wirtschaftswunders. Seit Ende der vierziger Jahre läßt sich eine allmähliche Verbesserung der Lebenssituation konstatieren. Sie betraf vor allem die Ernährungs- und Versorgungslage und die Wohnsituation. Die Kriterien des gesellschaftlichen Fortschritts mögen schon andere sein¹⁷, die Symbole des angekündigten Wohlstands sind noch dieselben: Lohnerhöhungen und Preissenkungen, kartenfreie Lebensmittel, Woh-

nungsbau und neue Möbel. Vorgeführt werden sie von den „glücklichsten Menschen Deutschlands“, die gerade eine Wohnung in der Stalinallee beziehen dürfen, von lachenden Müttern, kessen Mädchen, von vergnügten Vätern und flotten Burschen. Die scheinbar unpolitischen Bilder aus dem ostdeutschen Familienleben verstehen sich als Illustrationen des erreichten sozialen Fortschritts. Es sind zugleich auch Propagandamittel im Kampf um das bessere soziale System. Die Bilder enthalten die Botschaft: „Es geht uns doch schon ganz gut, seht, was wir uns alles leisten können.“ oder: „Was tut der Staat nicht alles für seine Bürger: Millionen gibt unser Betrieb den Werk tätigen zusätzlich zum Lohn auf dem Umweg über diese kulturellen und sozialen Errungenschaften.“ Lange Zeit gelingt es der DDR-Regierung, mit Hilfe von Subventionen, staatlichem Wohnungsbau, Betriebsferienheimen, Geburtenförderung und spezifischen Privilegien für besonders schwer arbeitende Bevölkerungsgruppen (Bergarbeiter) den Mangel an Waren des täglichen Bedarfs und hochwertigen Konsumgütern zu kompensieren. Doch die bis 1961 anhaltende Massenflucht gen Westen zeigt an, worauf die Sehnsüchte in Wirklichkeit gerichtet waren¹⁸.

In diesen Bildern spiegelt sich noch etwas anderes wider: die tendenzielle Modernisierung des Alltagslebens, an der die sozialistische Gesellschaft nicht vorbeikam. In dem Ende der fünfziger Jahre propagierten Slogan: „Chemie gibt Brot, Wohlstand und Schönheit“¹⁹ kommt ein verändertes Konsumkonzept zum Vorschein. Es beginnt ein Wettlauf mit der BRD um das bessere Auto, den billigeren Kühlschrank und den moderneren Fernseher. Dieses Einlenken hat wohl auch mit der nun erwachsen gewordenen Nachkriegsgeneration zu tun. Eine Generation, die in ihrer Kindheit nur Hunger und Entbehrung kennengelernt hat und die jetzt endlich leben will. Der Lebensstil dieser zweiten Aufbaugeneration, der FDJ-Generation, wie ich sie zur Unterscheidung nennen will, war geprägt vom sozialen Aufstieg. Arbeiter- und Bauernkinder, darunter fast die Hälfte Frauen, erfuhren von diesem ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat alle Förderung, die ihm möglich war. Stipendien, verbilligtes Mensaessen, Wohnheimplätze und Bücher. Sie lernten und studierten an den Hochschulen und Universitäten nach bildungsbürgerlichen Idealen und Maßstäben. Zugleich sollten sie der Klasse verbunden bleiben, der sie entstammten. Keine andere soziale Gruppe stand unter derartigem sozialem und ideologischem Druck wie die neue Intelligenz. Sie mußte sich des Aufstiegs als würdig erweisen und wurde dabei schlechter bezahlt als die einfachen Produktionsarbeiter. Sie waren ausgeschlossen aus deren Netzwerken und wurden als Intellektuelle von beiden Seiten mißtrauisch beobachtet und kontrolliert.

Zugleich begann sie die Auseinandersetzungen mit der Eltern generation. Und sie führte sie weniger auf dem Felde der Politik, wie die 68er in Westdeutschland, sondern auf dem Felde der Lebensweise. Die erste FDJ-Generation kämpfte gegen den „kleinbürgerlichen Muff und Mief“. Sie wollte ein neues und ein moderneres Leben beginnen. Sie befreite sich von altväterlichen Erziehungsvorstellungen und von traditionellen Geschlechterstereotypen. Sie propagierte die Gleichberechtigung in der Ehe, sie war für die Berufstätigkeit der Frau und für geteilte Hausarbeit. Sie

kämpfte gegen das Schnitzwerk an den Schränken, gegen Plüschvorhänge und Deckchen. Sie warf das Familienkristall auf den Müll und hängte den Deutschen Wald mit röhrendem Hirsch von der Wand. Sie war erfüllt vom Pathos der Sachlichkeit, und sie wollte ein modernes Leben. Dazu gehörte ein Motorrad und eine modernisierte Küche, der ausgiebige Besuch von Kinos und Tanzgaststätten und das Reisen in fremde Länder. Und so erlebte auch die DDR Ende der fünfziger Jahre eine Modernisierung des Alltagslebens, allerdings in den ihr möglichen einfachen Standards. Es war eben eine Moderne der kleinen Leute, geprägt von der Gemeinschaftlichkeit des Aufstiegs.

Von Kopf bis Fuß auf Arbeit eingestellt?

Die propagandistische Leitlinie jener Jahre war klar gezeichnet: Die moderne Frau, das ist die berufstätige Frau. Die Arbeitstätigkeit von Frauen wurde zum dominierenden Bildmotiv besonders in den Frauenzeitschriften. Bis zum Ende der fünfziger Jahre finden sich viele Abbildungen von Frauen bei körperlich schwerer Arbeit im Bergbau, in der Metallurgie und im Schwermaschinenbau, aber auch in der noch weitgehend unmechanisierten Landwirtschaft. Die Kranführerin und die Traktoristin geben die symbolischen Leitfiguren ab; sinnbildhaft standen sie damals für die befreite Frau, für ein Ideal der Gleichberechtigung, das sein Maß in der ökonomischen Unabhängigkeit der Frau hatte.

Hinsichtlich der Präsentation weiblicher Berufstätigkeit kann man zwei Typen unterscheiden: die ältere, mütterlich wirkende Frau auf der einen und das junge, charmante, lebenslustige aber arbeitsame „Mädel“ auf der anderen Seite. Während die älteren Frauen tendenziell in der Arbeit aufzugehen scheinen und das Arbeitskollektiv wie eine zweite Familie wirkt, scheinen sich die jungen Mädchen aus Spaß an die Arbeit zu machen. Doch da wird keine Luxusfrau ins Bild gesetzt, sondern eine, die zu arbeiten versteht und dennoch attraktiv bleibt. Eine ideale Lebensgefährtin scheinen die Titelaufmacher da zu versprechen – denn sie ist selbständig und anlehnungsbedürftig zugleich, leistungsfähig, gebildet, aber eben auch verführerisch und schön. Die Bildsprache – leicht geneigter Kopf, Blick von schräg unten, Präsentation von Äpfeln, Küken, Pinseln oder eben auch dem „Scheckbuch der sozialistischen Taten“ – sind dem Formenreservoir der Werbung und der Kinoreklame entlehnt und hier, in anderen Kontexten, neu zusammengesetzt. Der neue Inhalt – es handelt sich hier schließlich um die weiblichen Repräsentanten der Arbeiterklasse und nicht um entfernt von der Wirklichkeit agierende Traumfrauen – wird jedoch in den alten Präsentationsformen wieder halb verdeckt. Sollte hier vielleicht nur ein attraktiver Aufhänger für die Titelseiten inszeniert werden, oder sind diese Fotos unhinterfragter Reflex gängiger Denk- und Verhaltensmuster? Die Bilder sollten vermutlich suggerieren, daß trotz und entgegen allen Veränderungen der Realität keine Gefahr bestünde, daß die Frauen „vermännlichen“. Das Frauenleitbild hatte

vor allem die Funktion, ein günstiges Klima für weibliche Berufstätigkeit in der Öffentlichkeit zu erzeugen.

Und so führt die Frauenzeitschrift „Frau von heute“ eine regelrechte „Anti-Pascha-Kampagne“. Angeprangert werden bequeme Ehemänner und grantige Brigadeleiter. Da kämpft auf einem Foto eine junge Frau auf einem Werkhof verzweifelt mit einem Haufen aufgestapelter Pappen, der immer wieder über ihr zusammenzufallen droht. Hinter ihr lehnt eine Gruppe von Männern lässig an einem Wagen und beobachtet amüsiert das Spektakel. „Die ist ja gleichberechtigt“ – lautet ihr schadenfroher Kommentar. So ernsthaft und eifrig sich die Frau auch zu bemühen scheint, sie kann sich das Lachen nicht ganz verkneifen. Das Foto ist eine nicht so richtig gelungene Inszenierung, doch es soll eine offenbar gängige Praxis kritisieren: den Widerstand der Männer gegen die in ihre Arbeitswelt massenhaft eindringenden Frauen²⁰. Schadenfreude und Räsonieren über die fachliche Inkompetenz von Frauen: „Die schaffen das ja sowieso nicht“, waren noch vergleichbar milde Formen. Wenn den Frauen eine höhere Qualifikation verweigert wurde, wenn man sie bei der Materialzuteilung benachteiligte, ihnen die schlechteren Maschinen zuwies, so daß sie hohe Ausfallzeiten hatten, so waren dies rigide Maßnahmen, die im Grunde darauf zielten, Frauen wieder aus den männlichen, also besser bezahlten Berufszweigen zu verdrängen, die sie sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit erobert hatten. Diese Praxis stand allerdings im Widerspruch zur offiziellen Politik, die es sich, vor allem aufgrund des eklatanten Arbeitskräftemangels, zur Aufgabe gestellt hatte, Frauen für eine dauerhafte und qualifizierte Berufstätigkeit zu gewinnen. Die Erkenntnis, daß weniger die Frauen selbst als vielmehr Arbeitsämter, Betriebsleitungen und Meister davon zu überzeugen waren, führte schließlich zur Gründung von Betriebsfrauenausschüssen, initiiert von der SED nach einer Idee von Lotte Ulbricht²¹. Im Endeffekt forderte sie aber das Engagement und die Kampfeslust vieler parteiloser Frauen heraus, die sich unermüdlich für die Rechte ihrer Kolleginnen einsetzten.

„Frauen meistern die Technik!“

Unter dieser Überschrift werden in den Illustrierten junge Mädchen vorgestellt, die mit Knopfdruck komplexe Anlagen steuern, ganze Maschinenhallen beaufsichtigen oder riesige Gefährte besteigen: Mähdrescher, Elektroloks und sogar Flugzeuge. Die Vorliebe der Fotografen für technische Details und effektvolles Ins-Bild-Setzen von blitzenden Maschinen und funkelnden Lämpchen deuten auf die in den sechziger Jahren einsetzende „Technikeuphorie“. Die Bilder von dem zarten blonden Mädchen, das fröhlich vom Mähdrescher winkt oder von einer kleinen schmalen Frau in weißem Kittel, die sich fast völlig in der riesigen Maschinenhalle verliert, haben auch eine erotische Dimension. Die Körperformen verlieren sich nicht mehr in dicken Wattejacken, sondern werden durch den weißen Kittel oder den enganliegenden Blumann eher noch betont. Die moderne Technik verspricht saubere, körperlich

leichte und zugleich anspruchsvolle und gegenüber Männern gleichwertige Arbeit. Der industrielle Fortschritt soll den Frauen den Zugang zu technischen Berufen erleichtern. Die Eroberung moderner Technik durch junge Frauen, ihre Beherrschbarkeit und die besondere Anerkennung, die Frauen dadurch erhalten, werden zu den beliebtesten Bildmotiven. Wie die Angst vor der Technik überwunden wird und ein einstmals ungeliebter Job zum Traumberuf avanciert, ist die typische Geschichte, die zu diesen Bildern erzählt wird: „Erst Skepsis – dann Blumen“, wurde zum Beispiel der Bericht über den Werdegang einer Lokführerin betitelt. Die Technisierung und damit einhergehend auch die Qualifizierung weiblicher Berufsarbeit scheinen eine Trendwende in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu eröffnen. Doch die Erfinder dieser Technik, die Erbauer und die Lehrmeister sind Männer. So sind auch die Strukturmodelle von Maschinenarbeit und anderen technischen Berufen männlich dominiert. Sachverstand, Durchsetzungsvermögen, Rationalität und Leistungsorientiertheit lauten die nun an Frauen herangetragenen Forderungen. Für viele Frauen, die in einen technischen Beruf eintreten, bedeutet er aber etwas ganz anderes, nämlich monotone Fließbandarbeit, bei der sie sich dem Rhythmus und den Erfordernissen der Maschine unterwerfen müssen. Alle Qualifizierungseuphorie darf über eines nicht hinwegtäuschen: daß Ingenieurinnen, Technikerinnen und Erfinderinnen die seltene, propagandistisch hervorgehobene Ausnahme bleiben. Die Masse der nunmehr technisch qualifizierten Frauen füllt mit ihrer Arbeit die Automatisierungslücken in der Industrie. Diese Kehrseite von technisch orientierter Frauenarbeit aber wird von den Illustrierten weitgehend ausgeblendet. Wenn Fließbandarbeit überhaupt einmal dargestellt wird, dann rückt sofort etwas ganz anderes als der technische Charakter der Arbeit in den Vordergrund der Darstellung. Zumeist ist es der solidarische oder kollektive Zusammenhalt der Frauen in der Brigade, im Kampf um eine höhere Arbeitsproduktivität oder bessere Qualität, wenn man so will, typische, weiblicher Berufsarbeit zugeschriebene, Stereotype: Fleiß und Fingerfertigkeit.

Dennoch vollzieht sich in den sechziger Jahren eine grundlegende Veränderung des Charakters weiblicher Berufstätigkeit. Sie entwickelt sich von der angelernten Erwerbsarbeit zur qualifizierten Berufsarbeit. Durch die Qualifikation verändert sich zwar nicht immer das Aufgabenfeld, in dem die Frauen ursprünglich gearbeitet haben, aber sie erhalten nun mehr Lohn für diese Arbeit. Die finanzielle Anerkennung von Bildung und Qualifikation ist das ausschlaggebende Motiv, um eine oftmals zeitraubende und anstrengende Weiterbildung auf sich zu nehmen. Die Qualifizierung ist manchmal auch das einzige Mittel, das den Frauenkommissionen der Gewerkschaften zur Verfügung steht, wenn sie den Frauen eine gleichberechtigte Bezahlung und Aufstiegsmöglichkeiten sichern wollen. Die Betriebe werden dazu verpflichtet, spezielle Frauenförderpläne aufzustellen und Frauen für die Weiterbildung von der Arbeit freizustellen. Hintergrund dieser Maßnahmen ist der permanente Arbeitskräftemangel, der sich durch den massiv betriebenen Aufbau einer leistungsfähigen Chemieindustrie noch verschärft. Attraktive Löhne sind das wich-

tigste Mittel, um die Hausfrauen für die Berufstätigkeit zu motivieren²². Dabei hilft das sich allmählich verbessernde Konsumgüterangebot, das eine ganze Reihe von Wünschen weckt, die man sich nur erfüllen kann, wenn die Frauen mitarbeiten. Zu Beginn der sechziger Jahre schwappte die Technikbegeisterung auch auf die Haushaltsführung über. An die „moderne Hausfrau“ werden verheißungsvolle Konsumangebote gerichtet: Kühlschränke, Fernseher und Autos. Rationalisierung des Haushalts, Erleichterung der schweren Hausarbeit und Verkürzung der Hausarbeitszeit lauten die Versprechungen der neuen Technik. Die Fortschrittsgläubigkeit ist eng verknüpft mit der Hoffnung und dem durch die Technik suggerierten Versprechen auf eine stete Verbesserung der Lebensbedingungen.

Auf den Werbefotos agieren dann auch junge Mädchen in hellen, schwingenden Röcken, auf hochhackigen Schuhen balancierend, höchstens mit einer winzigen Cocktailschürze beschürzt. Sie bewältigen den Haushalt spielend und wie nebenbei. „Mit Musik geht alles leichter!“ – Zur Radiomusik wird der Staubwedel geschwungen. Das wohl absurdeste Bild, das mir in diesem Zusammenhang unter die Augen kam, zeigt eine bohnernde Hausfrau mit einer Atemmaske vor dem Gesicht und meterlangen Schläuchen, die sie mit einem gewaltigen Apparat verbinden. Daneben sitzt ein junger Mann im weißen Kittel an einem Schaltpult. Er mißt den Kraft- und Kalorienverbrauch bei der Hausarbeit, um nachzuweisen, daß „die guten Eigenschaften des WOLU-Bohner-Einwachs-Apparates . . . vor allem auch der werktätigen Frau die tägliche Hausarbeit erleichtern“.²³

Die Tatsache, daß nunmehr massenhaft Frauen berufstätig geworden sind²⁴, macht sich nicht direkt – in Bildern von der Doppelbelastung etwa – bemerkbar, sondern sehr vermittelt über Küchenwunder und Staubsauger, das Waschmittel, das „von ganz alleine wäscht“, und den Bohnerapparat. In dem Werbefotos werden die tatsächlichen Anstrengungen der Hausarbeit geleugnet und Hausarbeit umgedeutet in einen Liebesdienst, der Spaß macht. Das hat mit der realen Situation so gut wie nichts zu tun. Schlangestehen und Herumrennen nach wichtigen Dingen des täglichen Bedarfs machen den Einkauf zur Strapaze. Die große Wäsche aller vier Wochen ist immer noch eine dreitägige Staatsaktion, bei der alle weiblichen, und wohl auch die ersten männlichen Familienmitglieder eingespannt werden: Einweichen, Kochen, Rubbeln auf dem Waschbrett, Spülen, Auswringen, Aufhängen, Mangeln, Bügeln und Flickern. Schwache Anklänge an die Berufstätigkeit der Frauen finden sich nur manchmal in den Werbefotos beigefügten Accessoires eher traditioneller Frauenberufe: dem Stenoblock, der Schreibmaschine oder einem Hinweis auf den wohlverdienten Feierabend. Und natürlich wird in den Kosmetikanzeigen die Frau daran erinnert, daß auch berufstätige Frauen gepflegte Hände haben können. Die Mode stellt sich allmählich auf die veränderte Lebenslage arbeitender Frauen ein, die noch weniger Zeit für sich haben als traditionelle Hausfrauen. Und so hält sie beides bereit: das praktische karierte, die Kittelschürze und die Kurzhaarfrisur – aber eben auch Stöckelschuhe, den engen Rock und das dauergewellte Haar. Die tatsächliche Widersprüchlichkeit der Anforderungen an eine berufstätige Mut-

ter – der Gegensatz von bezahlter, sachlich orientierter Berufsarbeit und unbezahlter, nicht enden wollender Hausarbeit – werden in den Illustrierten in ein Nebeneinander von zwei völlig verschiedenen, sich nicht aufeinander beziehenden Bildwelten aufgelöst. Kämpferische Produktionsberichterstattung hier – genüsslich im Kreise der Freundinnen kaffee trinkende Frauen da. Die wirkliche Konflikthaftigkeit eines modernen Frauenlebens, die Widersprüchlichkeit der verschiedenen Anforderungen und die Auswirkungen auf das Verhältnis von Männern und Frauen zueinander, die in den Bildern kaum zu entdecken ist, wird in den Leserzuschriften immer wieder thematisiert. Das kann allerdings auch leicht zu einer politischen Gratwanderung werden, und die Redakteur/innen haben dann Mühe, die „richtigen“, d. h. vorwärtsweisenden Leserzuschriften auszuwählen²⁵.

Superfrauen und „unsere Muttis“

Ende der sechziger Jahre sind die ehemals unbeholfenen Anfänge bei der Propagierung eines neuen Frauenleitbildes vergessen. Niemand stolpert mehr über Bilder von Frauen in der industriellen Großproduktion. Inzwischen haben sich neue Sehgewohnheiten und Wahrnehmungsweisen im Alltagsbewußtsein durchgesetzt. Frauen werden im Umgang mit schwerer Technik, modernen Maschinen und Anlagen nicht mehr als das „andere Geschlecht“, d. h. als seltene Ausnahmen ins Bild gesetzt, sondern agieren ganz selbstverständlich in einer ihnen vertrauten Umgebung. Auf den Fotos drückt sich das auch darin aus, daß Frauen nicht mehr nur in ihre Arbeit vertieft gezeigt werden, sondern auch in Situationen, die nicht unmittelbar mit ihrer Arbeit zusammenhängen. Da wird am Arbeitsplatz Geburtstag gefeiert oder die Auszeichnung einer Kollegin, in lockerer Runde bespricht man die nächsten Aufgaben, eine junge Frau zeigt ihr Baby in der Brigade herum. Frauen lehnen ungezwungen an der Wand, sie sitzen lässig auf der Werkbank – sie bewegen sich sehr natürlich und unverkrampft in dieser Maschinenwelt. Auch das stereotype „zukunftsfrohe“ Lächeln wird seltener in Szene gesetzt. Frauen wirken dadurch ernsthafter an ihrer Arbeit interessiert und natürlich auch kompetenter. Es ist aber auch, als ob sich die Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte in ihre Körper eingegraben hätten. Unübersehbar ist die Abgespanntheit der Gesichter und eine erschöpfte Körperhaltung – aufgestützter Kopf, herabhängende Hände. Doch nicht Müdigkeit oder Resignation sind der beherrschende Eindruck, sondern eher Autonomie und Selbstbewußtsein. Nicht der Rückzug aus der Anstrengung ist das Grundmotiv, sondern die Gewißheit, daß man in der Lage ist, ein solches Leben zu bewältigen. Und sind es nicht gerade diese immer wieder propagierten und dabei so alltäglich wirkenden Bilder, gepaart mit der sie begleitenden Frauenliteratur, die gerade auch im Westen die Begeisterung für die im Osten stattfindende Emanzipation hervorgerufen haben?

Anfang der siebziger Jahre setzt noch einmal eine Qualifizierungswelle ein. Der Mangel an Fachkräften soll durch Sondermaßnahmen behoben werden. Deshalb

werden für die Förderung der berufstätigen Mütter spezielle Lehrgänge eingerichtet, für die sie von der Arbeit freigestellt werden und zusätzliche Studientage erhalten. Auf den Fotos wird dieser Qualifizierungsschub vor allem durch Frauen zwischen Mitte Dreißig und Fünfzig repräsentiert. In Abendkursen, Sonderlehrgängen, Frauensonderstudium und zahlreichen anderen Formen holen sie ihre Berufsausbildung nach. Neben der Schulbank hängt manchmal das Einkaufsnetz, – Indiz dafür, daß auch das Lernen nicht von den Haushaltspflichten entbindet. Dennoch werden insbesondere Lehrgänge, die eine tagelange Abwesenheit von zu Hause erforderlich machen, auch als eine Art Befreiung aus dem alltäglichen Trott empfunden. Im Ergebnis sind Frauen, statistisch gesehen, seit Anfang der siebziger Jahre gleichermaßen qualifiziert wie Männer, wenigstens nach formalen Kriterien wie Facharbeiter-, Fachschul- oder Hochschulabschluß. Deswegen werden sie aber noch lange nicht ihrer Qualifikation entsprechend beschäftigt oder gleich gut bezahlt, wie ihre männlichen Kollegen. Wie spätere Untersuchungen ausweisen, bekamen die DDR-Frauen im Durchschnitt ein Drittel weniger Lohn. Doch in einer Atmosphäre, wo die nahezu 90prozentige Berufstätigkeit von Frauen und eine gleichwertige Qualifikation als endgültige „Lösung der Frauenfrage“ gefeiert wurden und sich die „jungen Muttis“ bei der Partei- und Staatsführung für die sozialpolitischen Maßnahmen bedanken durften, war es kaum möglich, die niedrigen Löhne in sogenannten Frauenarbeitsbereichen wie z. B. der Textilindustrie, aber auch von Kinderkripenzieherinnen oder Kindergärtnerinnen, zu problematisieren.

Der Übergang zu den siebziger Jahren ist von einer strategischen Hinwendung zu den Alltagsproblemen der berufstätigen Frauen in den Illustrierten gekennzeichnet. Man versucht, die Widersprüche weiblichen Daseins, die Trennung von öffentlich = Berufstätigkeit, Leistungsvermögen, Anerkennung und privat = Mutter und Hausfrau im Bild oder in der Bildreportage auch als ein gesellschaftliches Problem zu thematisieren. In Leserdiskussionen wird manches deutlich ausgesprochen. Letztlich aber bleibt die Lösung den Frauen ganz individuell überlassen. Die Kreation von „Superfrauen“ – Frauen, die einfach alles schaffen: schön auszusehen, einen ganzen Betrieb zu leiten, mit dem Mann abends ins Konzert zu gehen und ein schmackhaftes Essen auf den Tisch zu bringen, und die natürlich auch zwei wohlzogene Kinder haben, die fleißig in der Schule lernen – sollte dabei ermutigend wirken. Doch diese Vorbild- oder auch Alibifrauen hatten eine höchst ambivalente Wirkung auf ihre Betrachterinnen. Auf der einen Seite wehrten sie sich dagegen zu glauben, was ihnen da als Story angeboten wurde. „Das ist einfach nicht zu schaffen, wenn du nicht 'ne Großmutter oder 'ne Reinemachefrau hast“, war eine oft geäußerte Vermutung. Doch auf der anderen Seite waren solche Erfolgsgeschichten durchaus geeignet, schlechtes Gewissen zu produzieren. Psychologisch gesehen befanden sich die DDR-Frauen in einer ungünstigen Lage. Sie standen unter dem Druck, alles schaffen zu wollen, „alles unter einen Hut zu bringen“ und dabei doch das Gefühl zu haben, überall nur halb bei der Sache zu sein. Weder den Anforderungen einer Berufskarriere noch denen der Kindererziehung, geschweige denn des

Haushalts konnten sie zu ihrer eigenen Befriedigung gerecht werden. Das Ergebnis war Unzufriedenheit mit sich selbst, das Gefühl, versagt zu haben und zu schwach zu sein. Die daraus folgenden Karrierebrüche wurden denn auch eher auf das eigene Ungenügen zurückgeführt als auf die ungünstigen Außenbedingungen oder gar einen Fehler im System. Wahrgenommen und öffentlich diskutiert wurden die durch die ununterbrochene Berufstätigkeit von Frauen entstandenen Widersprüche und Probleme nur in ihren unmittelbar für die Gesellschaft problematischen Auswirkungen: dem Sinken der Geburtenrate und dem Ansteigen der Scheidungen²⁶. Nachdem 1968 die Pille endlich auch für die DDR-Frauen zugänglich wurde und 1972 das Recht auf freie Abtreibung durch die Volkskammer garantiert wurde, spitzten sich natürlich auch die Diskussionen über die Geburtenunfreudigkeit berufstätiger Frauen zu. Die in den siebziger Jahren dann einsetzende Welle von sozialpolitischen Maßnahmen – Erhöhung des Kindergeldes, Wohnungsbauprogramm und massive Erhöhung von Kinderkrippen- und Kindergartenplätzen, zinslose Kredite für junge Eheleute, die „abgekindert“ werden konnten, Geburtenbeihilfe in Höhe von 1000,- M für das erste Kind und Steigerung bei den folgenden, Babyjahr und bezahlte Freistellung bei Krankheit der Kinder usw. – zielten bewußt auf dieses Problem und hatte dann auch den gewollten Effekt: den Babyboom der siebziger Jahre. Damit einher ging eine offensive Propaganda der heilen sozialistischen Kleinfamilie, die den Müttern einen traditionellen Platz zuwies. Die Bilder von spielenden Vätern, zärtlichen Eltern, umsorgten Krippenkindern und lebensrettenden Ärzten inmitten einer Betonmodernität verheißen Wohlstand und Stabilität, den Sieg des sozialistischen way of life.

Doch das in den Illustrierten ausnahmslos festgeschriebene harmonisierende Bild von der vollständigen Vater-Mutter-Kind-Familie entsprach schon damals nicht der Realität, in der sich alternative Lebensformen immer mehr durchzusetzen begannen. Seit Anfang der siebziger Jahre wurde in Berlin jedes dritte Kind von einer unverheirateten Frau geboren. Ungewollt förderten die sozialpolitischen Maßnahmen ein Zusammenleben ohne Trauschein, u. a. weil sie die alleinerziehenden Mütter bei Krankheit der Kinder finanziell begünstigten, aber auch, weil sie sie bei der Vergabe von Wohnraum als Problemfälle akzeptierten. In der Bevölkerung wurde dies dann auch rigide kritisiert, als ruhten sich die alleinstehenden Mütter auf dem Rücken der anderen in einer sozialen Hängematte aus. Proteste gegen die aller Parteitage erneuerten sozialpolitischen Maßnahmen gab es insbesondere auch von seiten der älteren Frauen. Sie wurden zum wiederholten Male übergangen und hatten das Gefühl, den jungen Frauen würde „Zucker in den Hintern geblasen“.

Sie fühlten sich provoziert von diesem neuen Frauentyp, der da auf der propagandistischen Bühne gefeiert wird: „unsere Mutti“²⁷. Die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft, das hinter den sozialpolitischen Maßnahmen stehende Ziel, verschob die Wahrnehmung berufstätiger Frauen in Richtung Mutterschaft und Privatleben. Dadurch wurden schon einmal selbstverständlich eingenommene Positionen in weiblichen Berufskarrieren wieder in Frage gestellt. Die

„Mutti“, das bedeutete eine Art Störfall in einer ohnehin störanfälligen Produktion. Den Ausfall wegen Geburtenfreistellung oder Krankheit der Kinder mußten die Kollegen und Kolleginnen (in der Mehrzahl hatten die Frauen allerdings Kolleginnen) durch ihre Mehrarbeit kompensieren. Das ließ in den Betrieben ein ungünstiges Klima zwischen den Generationen entstehen und behinderte die „Muttis“ in ihrem beruflichen Fortkommen. Paradoxerweise hatten die sozialpolitischen Maßnahmen zwei unerwartete und gegenläufige Effekte: Sie bestätigten einerseits die traditionelle Geschlechterrollenverteilung und hatten andererseits die historisch bisher ungekannte gesellschaftliche Akzeptanz alleinerziehender Frauen zur Folge.

Die Rechner kommen

Grüne Anzüge, grüne Schuhe, das Gesicht bis auf die Augen mit grünem Stoff bedeckt – sind die Marsmenschen in der DDR gelandet? Geschlechtslos wirkende Chip-Produzent/innen bevölkern in den achtziger Jahren die Zeitschriften. Sie agieren in futuristisch anmutenden Räumen, angefüllt mit blau flackernden Bildschirmen und telefonieren oder drücken Knöpfchen.

Euphorisch setzen Partei und Regierung auf die Computertechnik. Noch einmal flammt die Hoffnung auf Modernisierung der Gesellschaft auf. Auch der Mythos von der Gleichberechtigung hat einen neuen propagandistischen Höhenflug. Die „Generation der Enkel“²⁹ ist angetreten, wie man meint, gut ausgebildet, tatendurstig, selbstbewußt und dankbar dafür, daß sie in einem sozialistischen Staat wohlbehütet und ohne Sorgen um die Zukunft aufwachsen durfte. Sie soll jetzt zeigen, was in ihr steckt. Und so inszenieren sich die Großväter ihre Jubelfeste selber. Pfingsttreffen, Jugendfestival, „Rock für den Frieden“ – man weiß doch, was jungen Leuten Spaß macht: Musik, Tanz und Verpflegungsbeutel, Freibier, FKK und Fackelzug. Doch die führenden Politiker und ihre „Multiplikatoren“ tappen in ihre eigene propagandistische Falle, wenn sie den jungen Leuten die Wünsche erfüllen, die für ihre eigene Jugend einst so entscheidend waren. Die Träume der Arbeiterklasse um 1930 in der Dreifaltigkeit von Wohnen, Brot und Arbeit haben mit den Zukunftsvorstellungen der in sozialistisch-parternalistischer Sicherheit herangewachsenen Jugend so gut wie nichts zu tun. Und so nehmen sie nur am Rande wahr, wonach diese Enkel/innen sich außerdem noch sehnen – dem Abenteuer, fernen Welten und sogar der Zukunftsungewißheit oder vielleicht auch einfach nur nach Marken-Jeans und einem Walkman.

Obwohl wir wissen, wie dieses Stück ausgeht, kann es dennoch erhellend sein, danach zu fragen, welche Figuren in welchen Verkleidungen in diesen letzten Jahren auf der Bühne des „real-existierenden Sozialismus“ auftraten und welchen Part sie dabei übernahmen. Da sind zunächst die altbekannten Gesichter: Männer, Männer, Männer. In den Illustrierten dominieren auch rein zahlenmäßig die Männerbilder. In der Überrepräsentanz männlicher Arbeit drückt sich ihre besondere Wertschät-

zung aus²⁹. Die deutliche quantitative Dominanz des Männerbildes findet ihre Entsprechung in der Form der Präsentation von Männlichkeit. Mit raumgreifenden Gesten füllen sie die Bilder aus. Männer werden oft frontal von vorne aufgenommen. Sie stehen breitbeinig, mit weitabgewinkelten oder vor der Brust verschränkten Armen und blicken kritisch von oben auf die Betrachter herab. Die Bildunterschriften handeln von Klugheit, Energie und Kraft. Männer sind: „ehrgeizig, aktiv, risikofreudig und verantwortungsbewußt, ohne Angst vor der Zukunft, prinzipienfest“. Sie stehen für menschlichen Erfindungsgeist und gesellschaftlichen Fortschritt. Männer scheinen zu wissen, wohin die Welt sich dreht. Sie füllen die menschheitliche Rolle, für die sie bestimmt scheinen, mit Selbstbewußtsein aus. Frauen dürfen bei den großen Werken immer nur mittun, sich einordnen und die Lücken ausfüllen, die die Männer ihnen lassen. Und so begegnen uns auch in den achtziger Jahren Frauenbilder wieder, die einer vergangenen Epoche anzugehören scheinen: ältere Frauen in Wattejacken und mit dem Bauhelm auf dem Kopf, die Gemeindegewerkschafterin auf dem Motorrad und die Bürgermeisterin in der Besprechung mit einer Männerrunde. Doch da sind auch neue Bilder von alleinerziehenden Müttern, Punkern und sterbenden Menschen im Altersheim, die erstmals auf Kunstaussstellungen zu sehen sind und darüber ihren Weg in die Zeitschriften finden. Man sieht Väter, die sich ihre Babies auf die nackte Männerbrust legen oder eine Studentin, die, während sie ihr Baby stillt, ein Buch liest³⁰.

Junge Frauen, und auch das ist neu, lassen jetzt auf den Titelfotos alle Hüllen fallen und zeigen ihre Reize. Neben der Reproduktion gängiger Geschlechterstereotype ist vor allem eine beginnende Sexualisierung von Frauenkörpern zu beobachten. Nach Jahren der Prüderie erleben längst überwunden geglaubte Formen der Zurschaustellung von nackten Frauenkörpern eine Renaissance – allerdings oft in den ästhetischen Formen der Vorzeit – Miß-Wahlen zum ND-Pressesfest, Striptease und „Erotisches zur Nacht“ im Fernsehen. Waren dies Konzessionen an legitime Wünsche nach Erotik, ein Zugeständnis an die geschlechtlichen Bedürfnisse alter Herren oder Ausdruck einer neuen sexuellen Freizügigkeit? Etwas unbeholfen posieren die ersten Schönheitsköniginnen auf dem Laufsteg. Manche Fotos wirken eher wie Schnappschüsse vom FKK-Strand. Es sind die jungen Frauen von nebenan, die da unbefangen ihre nackten Brüste in die Sonne recken. Mit der aufdringlichen Präsentation westlicher Riesenbusen, die uns heute von allen Kiosken entgegendrängen, hatte das nichts gemein.

In der Sphäre der Konsumtion und Lebensweise hatte sich die DDR-Gesellschaft längst an den imaginären Mustern der westlichen Welt orientiert. Der Besuch des Intershops – auch ohne Westgeld in den Taschen – war zu einer Art Sonntagsvergnügen avanciert. Auch die Delikat- und Exquisitläden, die Produktion von Farbfernsehern und Heimcomputern zählen wohl zu den Versuchen, die immer deutlicher spürbare Stagnation und individuelle Perspektivlosigkeit zu kompensieren.

Seit den siebziger Jahren stagnierte die Entwicklung im Reproduktionsbereich. Es wurde immer noch nach profanen Dingen des alltäglichen Bedarfs angestanden,

nach Kleinigkeiten herumgerannt; jede Reparatur wurde zu einer kleinen Katastrophe. Die Mängel in der Versorgung, im Gesundheitswesen, der Altenpflege, im Dienstleistungsbereich wurden notgedrungen durch die Mehrarbeit von Frauen und auch Männern kompensiert. Die sprichwörtliche Tugend der DDR-Bürger/innen, „aus Kacke Bonbons“ zu machen, wurde, als „Hobbyarbeit“ und Freizeitbeschäftigung verbrämt, sogar noch gefeiert.

Es fehlten damals schon und fehlen noch Bilder, die dies zeigen, die sinnfällig machen, daß vor allem den Frauen keine Zeit für sich selbst bleibt, keine Zeit für Muße, für die Beschäftigung mit sich selbst, Bilder, die deutlich machen würden, wie sich gerade dadurch der Emanzipationsgedanke in sein Gegenteil verkehrte. Für Frauen war der Schritt in die ökonomische Unabhängigkeit eben nicht schon der Weg zur Befreiung von der Knechtschaft der Doppelbelastung. Auch im Sozialismus blieben Frauen das strukturell untergeordnete Geschlecht, ohne jedes Mitspracherecht bei Entscheidungen von einiger gesellschaftlicher Bedeutung.

Die Diskrepanz zwischen propagandistischer Inszenierung und einer höchst widersprüchlichen Realität, die fast völlig ausgeklammert bleibt, läßt sich nicht ewig mit schönen Bildern zudecken. Der medial vermittelte Anschluß an die Außenwelt via Westfernsehen kollidierte mit dem realen Ausschuß von der Teilnahme an dieser Welt. Die beständig sinkenden Einschaltquoten der Aktuellen Kamera sind ein beredtes Zeugnis dafür, wie sehr die Glaubwürdigkeit und Akzeptanz der Medien gelitten hat. Ende der achtziger Jahre gewinnt man den Eindruck, daß den Zeitungsmacher/innen auch nichts mehr einfällt. Die endlose Wiederholung der immer gleichen Klischees, für die sich offenbar auch immer weniger Frauen und Männer fotografieren lassen, denn es wird selbst auf den Titelseiten immer öfter gezeichnet, verweist auf die vollständige Abnutzung der Ideale. Die Medien bedienen nurmehr den Rückzug ins Privatleben und damit die Resignation gegenüber den gesellschaftlichen Zuständen. Den Auszug der Massen aus der Gesellschaft – in die berühmten „Nischen“ oder aber per Ausreiseantrag in die BRD – allerdings thematisieren sie nicht.

IV. Deutungswende: Emanzipation oder Zwangsemanzipation?

Durch all die verschiedenen Frauenbilder, die ich hier vorzuführen versuchte, zieht sich das Leitbild der berufstätigen Frau und Mutter. Die Verankerung dieses Frauenbildes in der Bilderwelt der Medien erweist sich jedoch als sehr widersprüchlich. Bei der Betrachtung dieser Frauenbilder drängt sich der Eindruck auf, daß trotz aller Brüche und Veränderungen in der Lebensweise von Frauen, trotz des enormen Emanzipationsschubs, den sie erfahren haben, eher Kontinuitäten in der dualisti-

schen Geschlechtsrollenzuweisung dominieren. Das zweifellos gesteigerte Selbstwertgefühl der Frauen und ihre gewachsene gesellschaftliche Bedeutung schlagen nicht unmittelbar in neue, nach außen sichtbare Verhaltensweisen um. Frauen und Männer scheinen in den alten Geschlechterrollen und Stereotypen zu verharren. Selbst das Leitbild von der qualifizierten berufstätigen Frau scheint von der Dominanz des männlichen Blicks kulturell bestimmt zu sein.

Das mag auch daran liegen, daß die konkreten Bilder zu einer Aufwertung der arbeitenden Frauen nur dann beitragen konnten, wenn sie einerseits den herrschenden Vorurteilen direkt oder indirekt entgegentraten und zugleich die gängigen Stereotype und Denkweisen wenigstens in einigen wichtigen Momenten bestätigten. Von den Bildreporter/innen erwartete man daher, daß sie die neuen Inhalte in vertrauten Formen und Gestalten präsentieren. Vom gewohnten und geschätzten Arsenal weiblicher Tugenden durfte möglichst nichts verloren gehen. Deshalb ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß neben dem propagandistischen Frauenleitbild traditionelle Frauenbilder – von der fürsorglichen Ehefrau, die bedenklich auf die beginnende Glatze des Ehemannes hinweist, über die fröhlich den Kochlöffel schwingende Mutter bis hin zur verführerisch mit dem Autoschlüssel klimpernden, mondän mit Handschuhen und Hut bekleideten Dame – in ihrer ganzen Breite in den Zeitschriften vertreten sind. Am Ende der Analyse bleibt so nur zu konstatieren, daß auch in den DDR-typischen Bilderwelten ein bestimmtes Grundmuster reproduziert wird, in dem sich die strukturelle männliche Dominanz ungebrochen präsentiert und weibliches Bestimmtsein reflektiert. Und so erhebt sich die Frage, ob es der sozialistischen Gesellschaft nicht gelungen ist, die Geschlechterverhältnisse grundlegend zu verändern, oder ob diese Veränderungen nur nicht in den kulturellen Formen und Bildern durchschlagen. Politikwissenschaftler und sogar Feministinnen haben die Deutungswende schnell vollzogen. Aus der emanzipierten wurde die zwangsemanzipierte DDR-Frau. Mit diesem Dreh lassen sich scheinbar alle Probleme erklären: z. B. warum die Frauen nicht „gemerkt“ haben, daß sie benachteiligt waren, oder warum sich die DDR-Regierung so lange halten konnte – wegen der Loyalität der Frauen nämlich, die sich „Vater Staat“ in paternalistischer Weise herangezogen hatte. Ich will die Reihe der neuerlich entstehenden Klischees und Mythen hier gar nicht weiter fortführen, sondern zum Schluß auf einige Problemlagen im Zusammenhang mit der Erforschung von Frauen-Kulturgeschichte der DDR aufmerksam machen. Sie alle haben mit westdeutscher Deutungsmacht zu tun.

Bisher vollzieht sich die Annäherung beider deutscher Kulturen nur in einer Richtung als Anpassung und vollständige Assimilation der Ostdeutschen an die westdeutsche Gesellschaft. Die Transformation der staatssozialistischen Gesellschaft in eine marktwirtschaftlich organisierte ist zunächst nur für die Ostdeutschen mit tiefgehenden Brüchen und Veränderungen des unmittelbaren Alltagslebens verbunden. Frauen sind von diesen Veränderungen besonders betroffen. Sie stellen nicht nur die Mehrheit der Arbeitslosen, sie sehen sich auch völlig neuen Anforderungen hinsichtlich der Präsentation ihres Geschlechts gegenüber. Die Unterschiede in den

Selbstbildern, den Lebensstilen und der Lebenslagen deutscher Frauen machen sich auf dem Arbeitsmarkt besonders bemerkbar. Als Ostler identifiziert zu werden aber heißt, stigmatisiert zu sein, stigmatisiert als Deutscher zweiter Klasse. Diese Erfahrung von kultureller Abwertung ist frustrierend. Dagegen hilft nur das Verleugnen sozialistischer Sozialisation. Und so werden seit der „Wende“ die eigenen Biographien umgedeutet. Jedermann erinnert sich nur noch seiner Widerständigkeit, keiner mehr seiner Integration. Die letzten Reste kultureller Identität der Ostdeutschen finden sich nur noch im Rückgriff auf regionale oder territoriale Besonderheiten. Längst vergessene geschichtliche Ereignisse werden wieder heraufgeholt, die karge Schönheit der Landschaft oder die Besonderheit ostdeutscher Mentalität werden wiederentdeckt und geben den Hintergrund für die neuerliche Identitätsfindung ab. Doch was wird das Ergebnis geglückerter Anpassung sein? Post-moderne Identitäten? Menschen ohne Vergangenheit und mit einem tief gestörten Gedächtnis?

Die Schlüsselworte Stasi, Totalitarismus und Kommandowirtschaft formen ein Bermuda-Dreieck, in dem die Vergangenheit der ehemaligen DDR-Bürger/innen zu verschwinden droht. Die Geschichtsschreibung sollte dem entgegenzuwirken versuchen. Doch bisher finden sich vor allem Ansätze, die diese in der Gesellschaft vorherrschende politische Kultur bestätigen. So halte ich die „Repressionsthese“, in der davon ausgegangen wird, daß ideologische Manipulation und soziale Disziplinierung auf die DDR-Bürger genau so gewirkt hätten, wie sie intendiert gewesen sind, hinsichtlich der Erklärung heutiger Problemlagen für nicht sehr erhellend. Nach dieser These gehörten alle DDR-Bürger auf die Couch des Psychoanalytikers, der sie dort offenbar erst zum „Menschen“ erweckt. Eine solche These unterschätzt die einfache Pragmatik des Alltagslebens, in denen simple Anpassungstechniken, die in jeder Gesellschaft praktiziert werden, den Sieg über jede Ideologie davontragen. Das Problem der Historiker/innen ist es doch gerade, herauszufinden, wie sehr die Sprache der Politik und Ideologie im Bewußtsein der DDR-Bürger/innen verankert gewesen ist und welche Bedeutungen sich damit für sie verbanden. Dies ist, abhängig vom Zeitgeist, von der sozialen Situation, vom Alter und vom Geschlecht, jeweils höchst verschieden. Um ein Beispiel zu geben: Die Auszeichnung als Aktivist bedeutete in den fünfziger Jahren etwas völlig anderes als in den achtziger Jahren, wo damit formal und inflationär umgegangen wurde, während man in den fünfziger Jahren dazu politisch genötigt, als Lohndrucker beschimpft oder als herausragende Persönlichkeit öffentlich gefeiert werden konnte. Analog dazu muß man genau unterscheiden, aus welchen Motiven, aufgrund welcher sozialen Situation und mit welcher Einstellung Frauen wann berufstätig wurden und wie die Männer darauf reagierten. Die Erfahrungen der Kriegswitwen sind nicht vergleichbar mit der unhinterfragten Selbstverständlichkeit, mit der junge Mädchen in den achtziger Jahren eine Lehrstelle antraten. Mich interessieren daher in dem noch laufenden, biographisch angelegten Forschungsprojekt zu Lebensstilen von Frauen in der DDR einerseits die unterschiedlichen subjektiven Deutungen und der historische Bedeutungswandel gesellschaftlich propagierter Leitbilder. Zum anderen frage ich nach All-

tagspraktiken im Umgang mit gesellschaftlichen Normen. Widerstandsstrategien im Alltag funktionieren nicht nur oftmals ohne jede Öffentlichkeit, sie sind auch sehr subtil oder in Anpassungsformen verkleidet, damit sie nicht entlarvt werden können.

Auch die zweite gängige These von der Egalisierung von Lebenslagen und Lebensstilen in der DDR scheint mir an der Realität ein ganzes Stück weit vorbeizugehen. In dieser These wird davon ausgegangen, daß die Angleichung der materiellen Lebensbedingungen auf der einen und die sozialistische Mangelwirtschaft mit ihrem „Schönen Einheits Design“³¹ auf der anderen Seite eine Ausdifferenzierung von Lebensstilen unmöglich gemacht hätten. Sie zielt darauf ab zu zeigen, daß die Unterordnung unter die Gemeinschaft Individualisierungsprozesse gehemmt bzw. verhindert habe. Ich bin der Ansicht, daß die Ausdifferenzierung sehr wohl auch in der DDR stattgefunden hat, daß aber die kulturellen Symbole subtiler, die Unterschiede feiner und andere waren und daher – noch besonders für Außerkulturelle/Fremde – schwieriger wahrnehmbar sind. Den Osten als traditionalistische Gesellschaft oder „kulturelle Provinz“ zu denunzieren mag das Recht des Siegers sein, es eröffnet aber nicht den Zugang zu heutigen kulturellen Problemlagen.

Zum dritten möchte ich festhalten: Die selbstbewußte und selbstbestimmte berufstätige Frau und Mutter ist nicht nur typisch DDR, sie ist vielmehr typisch für die europäische und (mit einiger Verzögerung in den fünfziger Jahren, dann aber auch) für die amerikanische Nachkriegsgeschichte. Sie ist der Normalfall, und die bundesdeutsche Frauenpolitik erscheint in diesem Vergleich als hoffnungslos rückständig. Deshalb glaube ich auch, daß nur im Vergleich mit der europäischen und amerikanischen Nachkriegsgeschichte eine angemessene Darstellung und Deutung der Kulturgeschichte der DDR möglich ist.

Anmerkungen

- 1 Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 8. August 1992.
- 2 Rate weiblicher Erwerbstätigkeit in ausgewählten Staaten (15–64 Jahre alter Frauen) 1986

Schweden	78,3 %
USA	64,9 %
Frankreich	55,3 %
BRD	50,3 %
Italien	42,1 %

 Quelle: Sonderbulletin des ZiF, Berlin 1992, S. 38.
- 3 Ich bin mir hier im übrigen nicht sicher, ob das Verwenden männlicher Berufsbezeichnungen nur als Ausdruck mangelnden feministischen Bewußtseins gedeutet werden kann. Immerhin waren in der DDR mindestens bis Ende der sechziger Jahre die weiblichen Berufsbezeichnungen im öffentlichen Gebrauch, besonders beliebt zur Charakterisierung von Alibifrauen in männlichen Positionen. Und so gebraucht, konnten sie eher Abwer-

- tung der weiblichen Leistungsfähigkeit bedeuten, in einem ähnlichen Sinne, wie man heute von „Quotenfrauen“ spricht. „Ich bin Ingenieurin“ löst die Assoziation aus: Das ist sie nur, weil sie als Frau besonders gefördert wurde, und nicht weil sie talentiert ist. Das Beharren auf der männlichen Bezeichnung würde dann eben auch bedeuten: Ich kann genausoviel wie ein Mann und habe es nicht nötig, auf mein Geschlecht zu verweisen.
- 4 Tatsächlich äußerten die ersten, noch unter der Modrow-Regierung entlassenen Frauen Verständnis dafür, daß es sie als erste traf, weil sie wegen der Kinder ja nicht ökonomisch effizient seien.
 - 5 Seit 1972 galt in der DDR die Fristenlösung.
 - 6 Seit 1992 untersuchen wir in einer Pilotstudie ca. 30 Lebensgeschichten von DDR-Frauen der Jahrgänge 1928–35. Ziel ist es, unterschiedliche Lebensstile zwischen Stadt-, Kleinstadt- und Landleben und zwischen verschiedenen sozialen Schichtungen – Arbeiterin, Angestellte, Intellektuelle, Selbständige, Bäuerin – herauszuarbeiten. Seit kurzem liegen die Transkripte vor, so daß sehr bald mit ersten Ergebnissen gerechnet werden kann.
 - 7 Abrisse und Gesamtdarstellungen der DDR-Geschichte waren bisher meist kommentierte Chroniken politischer Ereignisse. „Es wird, um es überspitzt auszudrücken, eine Art institutionellen Reinheitspostulats vertreten, so als sei unser Staat aus einer Art unbefleckter Empfängnis hervorgegangen.“ G. Haney, Rechtsphilosophie und Geschichte, in: DZfPh 36 (1988) 10, S. 920 DDR-Geschichte scheint sich auf exterritorialem Gebiet vollzogen zu haben, abgekoppelt von der Vorgeschichte, von der europäischen Entwicklung und im unvereinbaren Gegensatz zur BRD.
 - 8 „Ich bin Bergarbeiter, wer ist mehr!“ – „Kumpel greif zur Feder!“ – „Max braucht Wasser!“ – das sind nur einige der politischen Losungen und Kampagnen, die zeigen, welche Bedeutung Kohlebergbau und Hüttenindustrie für die damalige Zeit hatten. Deshalb ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß die Aktivistenbewegung von hier ihren Ausgangspunkt nahm. Adolf Hennecke war ein Bergmann.
 - 9 Die Heroisierung der Trümmerfrauen fand erst in den sechziger Jahren statt. Dabei verknüpfen sich die legendären Geschichten über die Trümmerfrauen (1945–48) mit dem Pathos des „Bau auf, bau auf!“ der Jugend in den fünfziger Jahren zu einer semantischen Einheit. Sie werden zu einer wichtigen Metapher in der Geschichtsschreibung: „Die Sklavinnen von gestern, die Kämpferinnen von heute werden die Siegerinnen von morgen sein!“ Walter Ulbricht im ND vom 8. 3. 1954.
 - 10 Vgl. auch Doris Schubert, Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Bd. 1, Düsseldorf 1984.
 - 11 Schipperin und Bauhilfsarbeiterin waren die damals üblichen Bezeichnungen für die Trümmerfrauen.
 - 12 Natürlich gelten das Alltagsleben und insbesondere die Konsumtionssphäre als unpolitisch. Es ist daher für niemanden ein Problem, an der Bildsprache der vorausgegangenen Jahrzehnte anzuknüpfen. Ein Waschmittel wie Persil gab es in den zwanziger Jahren, man warb dafür im Dritten Reich, warum sollte man jetzt darauf verzichten.
 - 13 Der Begriff „Aufbaugeneration“ wird mißverständlich in der Literatur auf zwei verschiedene Generationen angewendet: Zum einen, und auch an dieser Stelle im Text, bezieht er sich auf die Jahrgänge von 1910 bis 1928, also die Kriegsteilnehmer, die nach dem Krieg den unmittelbaren Wiederaufbau leisteten, die andererseits aber mit Schuld belastet waren und deshalb erst nach einem Umerziehungsprozeß an der Leitung und Lenkung der Gesellschaft beteiligt werden konnten. Zum anderen wird damit die erste FDJ-Generation bezeichnet (in Anlehnung an das Lied: „Bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend bau auf!“), also die dreißiger und vierziger Jahrgänge.
 - 14 Auch die vielgepriesenen sozialen Netzwerke der DDR-Bürger beruhen im Grunde genommen auf nichts anderem als auf dem Austausch von Waren und Dienstleistungen nach dem Naturaltauschprinzip. Sie sind ein bis in die Gegenwart hinein tradiertes Relikt der Nachkriegszeit, eine Mischung aus schwarzem Markt und Familienzusammenhalt. Hierbei verschmelzen die Noterfahrung als biographische Besonderheit und schichtspezifische Strategien im Umgang mit Mangel, wie sie im Arbeiter-, Angestellten- und Kleinbürgermilieu tradiert sind, zu einer Einheit.
 - 15 Wie tief dieser Diskurs verinnerlicht wurde, kann man unter anderem an der 1989er Losung: „Stasi in die Produktion“ ablesen.
 - 16 Das Ideal der Gleichheit aller Gesellschaftsmitglieder war, wider besseres Wissen, offenbar tief von der DDR-Bevölkerung verinnerlicht worden. Anders ist die lautstarke Empörung nicht zu erklären, in die alle ausbrachen, als ein Fernsehteam nach der Wende die Häuser von Honecker und Mielke von innen filmte. Anstoß nahm man nicht nur an Videorecordern und Großbildschirmen, sondern vor allem an der verchromten Armatur in Bad und Küche.
 - 17 Z. B. Recht auf Arbeit versus freiheitliche Grundordnung.
 - 18 Man darf allerdings nicht übersehen, daß aufgrund einer rigiden Politik gegen den privaten Sektor der Wirtschaft besonders Anfang der fünfziger Jahre und um 1961 auch viele Bauern, Handwerker und kleine Gewerbetreibende gingen, weil sie im Sozialismus für sich keine Perspektive mehr sahen.
 - 19 Losung auf der Zentralen Chemiekonferenz im November 1958.
 - 20 Die Frau von heute 1956, Nr. 33.
 - 21 Vgl. Petra Clemenz, Frauen helfen sich selbst. Die Betriebsfrauenausschüsse der fünfziger Jahre aus kulturhistorischer Sicht, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 30. Band (Neue Folge Bd. 15), Berlin 1987.
 - 22 1958 wird vom DFD eine Kampagne zur Gründung von Hausfrauenbrigaden entfacht. Hier werden Hausfrauen in die Berufstätigkeit wieder „eingeübt“, mit dem Ziel, daß sie eine Vollbeschäftigung aufnehmen. Am Ende des Jahres bestehen 1470 Hausfrauenbrigaden mit ca. 10 000 Mitgliedern: Zur Rolle der Frau in der Geschichte der DDR. Eine Chronik, Leipzig 1986, S. 134.
 - 23 Für Dich 1964, Nr. 17, S. 7.
 - 24 Rate weiblicher Erwerbstätigkeit in der DDR

1950 = 52 0/0,
1953 = 60 0/0,
1962 = 70 0/0,
1966 = 78 0/0

 Quelle: Statistisches Taschenbuch der DDR 1968.
 - 25 So veröffentlichte die „Frau von heute“ unter der Überschrift „Wir wollen offen darüber sprechen“ eine Reihe von Zuschriften, in denen sich die Frauen darüber beklagen, daß sie von ihren Männern betrogen und geprügelt werden. Dummerweise handelte es sich hierbei um Angehörige der Kasernierten Volkspolizei und Sekretäre der SED, und die Frauen hätten gern, daß sich die Partei dieser Probleme annimmt. Die damals noch

unerfahrene Chefredakteurin veröffentlicht einige davon und darf dann natürlich im ZK „antanzeln“ (Fvh 2-1953).

- 26 Allerdings beklagt sich die Parteiführung auf jedem Parteitag auch darüber, daß so wenige Frauen den Mut hätten, in die oberen Leitungsetagen vorzustößen.
- 27 Es müßte noch genauer erforscht werden, wie dieser Begriff aus der Umgangssprache in der politischen Kultur Eingang fand und geradezu zum stehenden Begriff wurde. In geradezu penetranter Weise wurden Mütter in Kindergärten, beim Kinderarzt usw. in der dritten Person angesprochen: „Würde die Mutti bitte daran denken, daß heute abend Elternversammlung ist.“
- 28 Felix Mühlberg, Die Generation der Enkel, in: Wolfgang Kaschuba/Ute Mohrmann (Hrsg.), Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland, Tübingen 1992.
- 29 Eine Auszählung aller Fotos der Neuen Berliner Illustrierten des Jahrgangs 1986 ergab folgendes Bild:

	Frauen	Männer	Frauen und Männer
einzel	300	884	260
zu zweit	69	260!	128
Gruppen	53	447!	591

- 30 Ein Foto zum Frauentag 1986, auf das einige Leserinnen auch prompt mit bösen Briefen reagierten: „Sollte es erstrebenswert sein, beim Stillen des Kindes lieber ein Buch mit beiden Händen zu halten als das Kind. Was gibt es Schöneres für eine Mutter, als ihr Kind stillen zu können, anzuschauen, wie das Kind genüßlich trinkt, kurz mit dem Herzen dabei zu sein. Ich finde das Verhalten der jungen Mutter ziemlich lieblos ...“ (Für Dich 1986, Nr. 16, S. 47)
- 31 Georg C. Bertsch/Ernst Hedler/Matthias Dietz, SED – Schönes Einheits Design, Köln 1990.